Für

deutsche Frauen.

Von

Christian Gottfried Körner.

Berlin und Stettin,
in der Nicolai'schen Buchhandlung.
1824

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Weiblichkeit.

In einem verzärtelten Zeitalter gehört Schwäche zum Putz der Frauen. Durch jede Aeußerung von Energie fürchten sie an weiblichem Reiz zu verlieren, und es fehlt nicht an Männern, deren Urtheil sie in dieser Meynung bestärkt. Manchem ist es im Gefühl seiner Ohnmacht willkommen, neben sich andere noch schwächere Wesen zu sehen, mancher weiß Zartheit von Kraftlosigkeit nicht zu unterscheiden, bey manchem ist noch eine Spur von Rittergeist übrig geblieben, und man muß seines Schutzes bedürfen, um für ihn interessant zu werden.

Glücklicher Weise ist das, was man Ausartung der Cultur nennt, in Deutschland noch nicht allgemein verbreitet. Zwar giebt es Ver-

ſpiele von allerley Verdrehungen der menſchlichen Natur, aber meiſtentheils entſtehen ſie mehr aus Nachahmungsſucht, als aus innerer Verdorbenheit. Man prangt mit Weichlichkeit, Erſchlaffung, Lebensüberdruß, ſelbſt mit Rohheit und Verwilderung, wenn man dadurch in irgend einem Zirkel eine bedeutende Rolle zu ſpielen hofft. Allein wo noch Selbſtſtändigkeit und eigener Charakter unter den gebildeten Deutſchen vorhanden iſt, da findet ſich auch ungeſchwächte aber geräuſchloſe Kraft, tiefes Gefühl des Guten und Schönen, und ernſtes Streben nach ächtem Verdienſt. Wer etwas für Kopf oder Herz deutſchen Männern und Frauen zu ſagen hat, darf mit der Zuverſicht auftreten, daß ſeine Stimme früher oder ſpäter gehört wird, und nicht in einer öden Wüſte verhallt.

Starke Seelen gab es in allen Zeitaltern und bey allen Völkern unter dem weiblichen Geſchlechte. Aus der alten und neuen Geſchichte kennen wir Beyſpiele von Müttern, Gattinnen und Töchtern, die ſich durch edle Aufopferungen und großherzige Thaten auszeichneten. Auch die Freundſchaft und der Patriotismus hatten ihre Heldinnen. Und in unzähligen Fällen blieb es

unbemerkt, mit welcher höhern geiſtigen Kraft ſtill und einfach in der engen Sphäre gewirkt wurde, die mancher trefflichen Frau beſchieden war. In allem, was ſie mit Liebe unternahm, vermochte ſie viel.

Fehlt es an dieſer Liebe, ſo wird in keinem Geſchäfte, keiner Kunſt, keiner Wiſſenſchaft, von dem männlichen Geſchlechte, wie von dem weiblichen, etwas Vorzügliches geleiſtet. Eine kalte Liebhaberey, die bloß zu Ausfüllung einzelner leerer Stunden dienen ſoll, iſt ihrer Natur nach ſchlaff und ſcheut jede Anſtrengung. Mehr Eifer iſt bey dem, was für die Eitelkeit gethan wird, aber das Ziel iſt beſchränkt. Alles wird auf einen gewiſſen Schein berechnet, der auf ein beſtimmtes Publikum wirken ſoll. Die Sache ſelbſt iſt gleichgültig, und von ihrem innern für ſich beſtehenden Werthe hat man keinen Begriff. Wird aber dieſer innere Werth erkannt und gefühlt, dann bildet ſich ein Ideal in dem gränzenloſen Reiche der Phantaſie, und es entſteht ein ernſtes ausdauerndes Streben, ſich dieſem höhern Ziele zu nähern.

Auf eine ſolche Art widmeten ſich oft auch Frauen einer Kunſt oder Wiſſenſchaft mit dem

glücklichſten Erfolge, ohne daß ihr Eifer jemals in Pedanterey ausartete. Nur das Liebenswürdige, nur was den Geiſt befriedigte, hatte ſie gereizt; das Trockne und Mühſame war ihnen nicht abſchreckend, wenn es zum Zwecke führte, aber in der bloßen Ueberwindung von Schwierigkeiten ſuchten ſie kein Verdienſt. Ihre Forderungen waren ſtreng, und nach allem was ſie leiſteten, blieb ihnen viel noch zu wünſchen übrig; aber deſto aufrichtiger ſchätzten ſie an Andern jede Spur von Talent und Geſchmack. Auch fremde Neigungen behandelten ſie mit Achtung, und ihre eigenen Gefühle Andern aufzudringen, konnte ihnen nicht einfallen. Was ſie liebten, war ihnen zu werth, um gegen Profane nur ein Wort darüber zu äuſſern.

Wenn es indeſſen den Frauen in einigen Arten von Thätigkeit nur ſelten, und nur mit groſſen Aufopferungen gelingt, ſo darf man, um dieß begreiflich zu finden, ſich nur eines Charakterzuges erinnern, der ihnen in anderer Rückſicht ſehr zur Ehre gereicht. Eine edle weibliche Natur wird ſelbſt in den entſcheidendſten Momenten der äuſſern Wirkſamkeit durch einen gewiſſen Inſtinkt der Sittlichkeit und Grazie beherrſcht. Ein

Blick auf ihre nächsten Verhältniſſe und auf das, was ſie ſich ſelbſt ſchuldig iſt, begleitet alle ihre Handlungen. Aber in der beſchränkten menſchlichen Sphäre giebt es viele Geſchäfte, wobey zu Erreichung des Zwecks eine gewiſſe Härte oder ſogar Wildheit erfordert wird, die bey dem Manne der Erfolg rechtfertigt, die aber eine ächt-weibliche Seele nie bey ſich ſelbſt rechtfertigen kann. Und dieſe Weiblichkeit wird ſich auch durch die mächtigſten Triebfedern nie ganz unterdrücken laſſen. Immer wird ein gewiſſes Beſtreben zurückbleiben, das Unvereinbare zu vereinigen, und um einen wohlfeilern Preis zu dem vorgeſteckten Ziele zu gelangen.

Dieß gilt nicht bloß von politiſcher Thätigkeit. Auch für die Forderungen der Kunſt und der Wiſſenſchaft iſt es oft nöthig, die ganze Seele auf einen einzigen Punkt zu concentriren, und darüber ſich ſelbſt und alles um ſich her zu vergeſſen. Durch eine ſolche Abgeſchiedenheit aber verfehlen die Frauen ihre höhere Beſtimmung. Das Nachgraben nach unterirdiſchen Schätzen, das Abſondern des edlen Metalls von den Schlacken, den Kampf mit widerſtrebenden Stoffen mögen ſie den Männern überlaſſen; aber was in

das Reich des Lichts und der Schönheit tritt gehört in ihre Sphäre. Die Kunst ſtreut Blumen auf ihren Pfad, und Früchte bietet ihnen die Philoſophie.

Schönheit der Seele.

Das Gebiet der Kunſt war bey den Griechen von weiterem Umfange, als es in unſern Tagen iſt. Der Gedanke erſchien in der wirklichen Welt nicht bloß durch Geſtalten, Töne und Worte; auch in der ganzen Reihe von Zuſtänden eines einzelnen Menſchen und eines zahlreichen Volks ſollte ein Ideal dargeſtellt werden. Dieß zu bewirken war das Ziel der griechiſchen Philoſophie, als ſie den höchſten Gipfel erreicht hatte.

Ihr Name deutete auf ein Streben nach Weisheit, und unter dieſem Worte dachte man ſich die vollkommene Veredlung der menſchlichen Natur. Unter den mannichfaltigen Schulen war hierüber kein Streit, ſondern nur über die Bahn zu dieſem gemeinſchaftlichen Ziele. In dem Charakter der einzelnen Secten herrſchte entweder die Würde, oder die Anmuth, oder man hatte Mittel gefunden, beyde auf eine glückliche Art zu vereinigen.

Spätere Zeitalter verkannten den Geiſt der griechiſchen Kunſt in einer ſolchen Philoſophie, indem ſie an einzelnen zufälligen Meynungen hafteten. In der Klarheit und Beſtimmtheit der Begriffe, in der Stärke der Beweiſe, in der Vollſtändigkeit und dem bündigen Zuſammenhange der Lehrgebäude wurden die ältern Philoſophen unſtreitig von manchem ihrer Nachfolger übertroffen; aber die neuere Schule beſchäftigte ſich mehr mit theoretiſchen Fragen, als mit der ehemaligen praktiſchen Aufgabe, und indem die Philoſophie als Wiſſenſchaft gewann, verlor ſie dagegen als Kunſt. Soll ſie in die wirkliche Welt wieder eingeführt werden, ſo bedarf es hierzu keiner ſüßlich-tändelnden Einkleidung; es iſt genug, wenn ſie ihre urſprüngliche Geſtalt wieder annimmt, die zwar ernſt, aber nicht abſchreckend war.

Das Ziel der griechiſchen Kunſt war Schönheit. Zu dieſem Begriffe gelangten die Griechen nicht auf dem Wege des tiefſinnigen Forſchens, ſondern des frohen Genuſſes. Was ein günſtiger Himmelsſtrich, eine eben ſo reizbare als kraftvolle Organiſation und ein Zuſammentreffen glücklicher Umſtände freywillig hervorgebracht hatte, ergötzte zuerſt ihre Sinne und bereicherte ihre

Phantaſie. Ein Schritt weiter und aus der Betrachtung entſtand Nacheiferung. Der Sinn des ſpätern Künſtlers verfeinerte ſich, ſeine Forderungen wurden ſtrenger, er bemerkte Mängel in dem Vorhandenen, und ahndete Vollkommenheiten, die ſeine Vorgänger noch nicht erreicht hatten. So bildete ſich allmählig ein beſonderes Ideal für jede Gattung der Kunſt, ohne daß der Begriff des Schönen im Allgemeinen ſich deutlich entwickelte.

Vergebens alſo ſuchen wir bey den Griechen nach einer befriedigenden Theorie der Kunſt überhaupt, aber in ihren vorzüglichſten Werken erkennen wir das gemeinſame Ziel ihres Strebens, auch bey den verſchiedenſten Arten der Thätigkeit. Aus den eigenthümlichen Merkmalen dieſer Produkte läßt ſich ein hiſtoriſcher Begriff des Schönen zuſammenſetzen, der zwar dem ſtrengen Forſcher nicht genügt, aber doch auch für die Philoſophie ſeinen praktiſchen Werth hat. Wohl uns, wenn wir in irgend einer Sphäre etwas dem ähnliches darſtellen, was dem griechiſchen Künſtler als Ideal bey ſeinen Schöpfungen vorſchwebte!

Leben.

Das erſte Merkmal, wodurch ſich ein claſſiſches Werk des Alterthums auszeichnet, iſt die durchgängige Beſtimmtheit der Form. Wie an einem organiſchen Produkte der Natur zeigt ſich hier in jedem Beſtandtheile die Spur einer bildenden Kraft, und überall, wo der Blick des Betrachters verweilt, trifft er auf Geſtalt und Bedeutung. Durch dieſe Formen ſpricht der Künſtler mit uns, indem er irgend eine Idee oder ein Gefühl verſinnlicht. Es erſcheint ſein höheres Leben, und wird ein lehrreiches Muſter.

Aus der dumpfen Betäubung, die von dem eigentlichen Leben vorhergeht, ſoll der Menſch erwachen, damit er durch Thätigkeit und Empfänglichkeit ſich ſeines Daſeyns erfreue. In uns ſelbſt, und allem, was uns umgiebt, unterſcheiden wir dreyerley Zuſtände: ein todtes Erſtarren, ein Chaos kämpfender Elemente, und ein lebendiges Streben neben einander vorhandner Kräfte mit gegenſeitiger Schonung. Ein Inſtinkt unſerer

überirdiſchen Natur ſträubt ſich gegen den Tod und das Chaos, und wir glauben ohne weitern Beweis an den Werth des Lebens und der Harmonie.

Eine Reihe von Jahren kann der Menſch fortdauern ohne gelebt zu haben. Im Zuſtande der Stumpfheit und Trägheit wird nur vegetirt; Schmerz und Furcht ſind der Anfang des Todes. Begierde iſt die unterſte Stufe des Lebens, aber aus dieſer beſchränkten thieriſchen Sphäre ſollen wir heraustreten in das Reich der Freude und der Liebe, um zur Würde der Menſchheit zu gelangen.

Denn eben darin beſteht der Vorzug unſerer Natur, daß uns nicht irgend eine beſtimmte Welt für unſer Würken und Genießen durch einen Inſtinkt angewieſen iſt, ſondern daß wir unſre Welt ſelbſt zu wählen und unſre Schranken zu erweitern vermögen. Ein Streben aber nach Erhöhung und Erweiterung des Lebens gründet ſich theils auf energiſche, theils auf ſympathetiſche Triebe.

Der energiſche Trieb ſtellt den Menſchen in den Mittelpunkt ſeiner Welt, und um dieſe zu beherrſchen, oder nach einer Idee umzuſchaffen,

beginnt er einen Kampf mit widerſtrebenden Stoffen und feindſeligen Kräften. Ohne dieſen Trieb wird das Werk des Künſtlers nicht beſeelt, und in keiner Sphäre etwas Vorzügliches geleiſtet. Verderblich und zerſtörend wird er nur alsdann, wenn er alles andere Gefühl ausſchließt, und wenn ihm die ſympathetiſchen Triebe nicht das Gegengewicht hatten.

Die unbegränzte Herrſchaft des energiſchen Triebes ſtraft ſich ſelbſt. Zwiſchen dem Streben ins Unendliche und dem beſchränkten Maaß der Kräfte entſteht ein peinliches Mißverhältniß, das einer Hölle auf Erden gleicht. Wie anders, wenn der Menſch durch den ſympathetiſchen Trieb ein fremdes Leben ſich aneignet, wenn er ſich ſelbſt über dem Gegenſtande ſeiner Liebe vergißt, die zum Mittelpunkte ſeiner Welt wird!

Was der Grieche liebte, war ſinnlich, und wurde durch Phantaſie veredelt. Den Römer begeiſterte die Größe ſeiner Nation, und auf dieſe Idee war in der glänzendſten Epoche der Republick ſein Streben gerichtet. Weniger ſelten iſt der Sinn für die überirdiſch Welt im Orient, im Norden und beſonders in Deutſchland.

Daß wir fähig ſind, uns für eine Idee zu

begeiſtern, iſt eine höhere Stufe des Lebens, und aus dieſer Liebe zum Ueberſinnlichen gehen die herrlichſten Früchte hervor. Nie möge Stumpfheit und Egoismus uns dieſe edlen Gefühle verleiden, die von der Flachheit und Frivolität des Zeitalters mit Schwärmerey in eine Claſſe geſetzt werden.

Freyheit.

In dem goldnen Zeitalter der Kunſt duldete ſie keinen Zwang. Jedes Meiſterwerk fand eine würdige Aufnahme, Tauſende freuten ſich dankbar, daß es vorhanden war und niemand fragte, wozu es brauchbar ſeyn könnte. Der ächte Künſtler war nicht genöthigt, den Bedürfniſſen und Launen ſeiner Zeitgenoſſen zu fröhnen. Er ſtand auf einer höhern Stufe der Weſen, und unangefochten von allem, was ihn umgab, kämpfte er nur mit dem Stoffe, den er ſelbſt gewählt hatte, um ſein Innres zu offenbaren, und die Gebilde ſeiner Phantaſie zu verſinnlichen.

Zu einer ſolchen Freyheit ſind auch die Frauen berufen. Zwar ziemt es ihnen nicht, dem Urtheil der Menge zu trotzen, weil ſie nur wirken können, wo ſie geachtet werden. Auch ehren ſie mit Recht die Sitte, ſelbſt wenn ſie auf keinem tüchtigen Grunde beruht, ſondern bloß unſchädlich iſt. Ihre Erſcheinung iſt milder und willkommener, wenn alles, was ſie umgiebt, mit zar-

zarter ſchonender Hand von ihnen berührt wird. Aber ſie ſind nicht beſtimmt zu einer lebenslänglichen Unmündigkeit, zu einer unwürdigen Beſchränkung, zu einer blinden Unterwerfung unter den Deſpotismus des ſogenannten guten Tons. Gewohnheiten, Vorurtheile und Meynungen ſollen nicht unumſchränkt über ſie herrſchen, um ihre Thätigkeit zu hemmen und ihre Genüſſe zu verbittern. Mit eignen Augen ſollen ſie ſehen, und wo es gilt höhere Zwecke zu befördern, oder edle Gefühle auszuſprechen, ſich durch willkührliche Gebräuche, oder Furcht vor dem Hohn der Schlaffheit oder Verruchtheit nicht abhalten laſſen.

Welche Anlagen in einem weiblichen Weſen vorzüglich zu entwickeln ſind, lehrt uns ein Wink der Natur. Von allem Schätzbaren aber, was nebeneinander beſtehen kann, darf nichts unterdrückt werden. Wenn nur durch ſtrenge Foderungen und ein hochgeſtecktes Ziel Stümperey und Dünkel verhütet wird; ſo iſt kein Uebermaaß der Ausbildung zu beſorgen und die Gefahren der Halb-Cultur ſind abgewendet. Ein innerer Trieb, der ungeſtört waltet, wird nach erlangter klarer Einſicht von ſelbſt auf das Erreichbare ſich

richten, und in der gewählten Sphäre wird alsdann irgend etwas Erfreuliches geleiſtet.

Jeder Keim eines Lebens, das nicht auf die niedern Bedürfniſſe der Sinnlichkeit und Eitelkeit beſchränkt iſt, fodert Schonung und Pflege. Was gröſtentheils in weiblichen Naturen ſolche Ausartungen, wie wir fürchten, verurſacht, iſt irgend ein einſeitiges Streben. Und wer iſt wohl befugt für die Entfaltung deſſen Gränzen zu ſetzen, was in dem Garten Gottes blühen und gedeihen ſoll?

Einheit.

Sind die vorhandenen Kräfte von äußerem Zwange frey, so bedürfen sie eines innern Gesetzes, das ihre Richtung bestimmt. Ein solches Gesetz empfängt die Kunst von einer herrschenden Idee, und der Werth einer reichen Mannichfaltigkeit wird alsdann durch die Einheit des Ganzen erhöht. An einem durchgängigen und strengen Walten dieser Einheit, die keinen üppigen Auswuchs, keinen fremdartigen auch noch so glänzenden Schmuck duldet, erkennen wir das Gepräge der Vollendung. Und dieses Verdienst ist desto größer, je vielfältiger die sich sträubenden Kräfte waren, die von der gesetzgebenden Macht überwältigt wurden.

Nach einem solchen Beyspiele soll auch im Innern des Menschen ein Ganzes gebildet werden. Im Zustande der Rohheit giebt es weder Zusammenhang noch Regel. Der Mensch ist nichts mehr, als wozu ihn in jedem Momente

eine überwiegende Gewalt von außen oder eine innere Begierde beſtimmt. Aus dieſem geſtaltloſen Chaos ſoll eine neue Schöpfung hervorgehen, und Einheit in unſerm ganzen Denken, Empfinden und Handeln erſcheinen.

Das Leben des Thiers erhält Einheit durch den Inſtinkt, aber dem Menſchen ziemt es, durch die Kraft ſeines Willens ſelbſt eine geiſtige Form in ſeinem Innern hervorzubringen. Dieſe Form heißt Charakter, und unterſcheidet ſich von jeder andern Regelmäßigkeit, die durch fremden Einfluß aus Furcht, Gewohnheit oder Nachahmung entſteht. Schwäche und Trägheit unterwirft ſich aufgedrungenen Geſetzen, aber um ſich ſelbſt innerhalb ſeines Vermögens gewiſſe fortdauernde Schranken zu beſtimmen, wird ein höherer Grad von Energie erfodert.

Auch wenn dieſe Energie in Härte ausartet, iſt ſie in den Momenten willkommen, da die überhandnehmende Schlaffheit und Inconſequenz unſern Unwillen erregt. Allein in ruhigen Augenblicken erkennen wir, daß durch beyde Extreme die wahre Beſtimmung des Menſchen verfehlt wird. In der ganzen Reihe von Zuſtänden, aus denen das geiſtige Leben beſteht, ſoll der

Charakter herrſchen, aber nicht als ein rauher Deſpot, ſondern mit milder Schonung.

Die vollendeten Mahler, Bildhauer, Dichter und Tonkünſtler ſind auch hier unſre Muſter. Die Einheit, nach welcher ſie ſtreben, iſt von derjenigen ſehr unterſchieden, die wir an einer zweckmäßigen Maſchine finden. Das Einzelne wird dem Ganzen untergeordnet, aber nicht aufgeopfert. Ein gewaltſamer Zwang in den Theilen des Kunſtwerks, der eine beſtimmte Abſicht zu deutlich ankündigt, und den wir als Steifheit tadeln, wird nirgends wahrgenommen. Was die höhere Kunſt erſchafft, gleicht einem freyen Produkte der Natur, einer ſich ſelbſt entfaltenden Blume. Jedes einzelne Blatt iſt durch eine innere Kraft geformt, und ſcheint gleichſam aus eigner Wahl mit ähnlichen Weſen ſich zu einer lieblichen Geſtalt zu vereinigen.

Einer ſolchen Erſcheinung im Reiche der Kunſt gleicht die Grazie im weiblichen Charakter. Von ihr empfängt der ſittliche Werth den milden Schimmer, der nicht blendet, ſondern erheitert. Anſpruchlos tritt ſie auf, und verlangt nur freundliche Aufnahme, wo ſie Bewunderung erwarten könnte. Was mancher innere Kampf,

und manches ſchwere Opfer gekoſtet hat, bleibt fremden Blicken verborgen, aber ohne Zurückhaltung überläßt ſie ſich den natürlichen Regungen eines empfänglichen Gemüths, und indem ſie ihre höhere Beſtimmung erfüllt, ſcheint ſie bloß einem unſchuldigen Genuſſe ſich hinzugeben.

Ebenmaaß.

So wie der Künſtler vor dem Uebermaaße der Freyheit und Einheit zu warnen iſt, ſo hat er überhaupt jede Art von Extrem zu vermeiden. Ein Mittel zwiſchen Härte und Unbeſtimmtheit, zwiſchen Frechheit und Kleinmuth, zwiſchen Ueberſpannung und Nüchternheit, zwiſchen Dürftigkeit und Ueberladung iſt in allen Kunſtwerken das Zeichen der Meiſterſchaft. Und an einem ſolchen Ebenmaaße erkennt man auch die veredelte menſchliche Natur.

Das freye Spiel eines vielſeitigen Lebens wird durch den Ernſt des Charakters beſchränkt, und eine geſunde, kräftige und empfängliche Seele ſträubt ſich gegen dieſe Beſchränkung. Aber die ſtrenge Form des Geſetzes verſchwindet, wenn ein höheres Streben zum Bedürfniſſe wird, und eine Art von Inſtinkt jede Abweichung von der Bahn zu dem gewählten Ziele verhütet, ohne ſich jemals als Regel anzukündigen. Die Pflicht erſcheint alsdann in heiterer Geſtalt und wird

keine Störerin der Freude. Der ächte Gehalt wird als ein inneres Heiligthum bewahrt, aber das Gemüth iſt erregbar für alles, was das Leben verſchönert und trübt. Es gleicht dem Meere, das die Wellen ſeiner Oberfläche den Stürmen Preis giebt, während es ruhig in ſeiner Tiefe bleibt.

Zur vollendeten Ausbildung des Griechen beſonders in Athen gehörte ein Gleichgewicht zwiſchen Empfänglichkeit und Thätigkeit. Nach Plato theilt ſich das Geſchäft der Erziehung in Gymnaſtik und Muſik. Jene dient um den Zögling zum Kampfe mit widerſtrebenden Kräften zu rüſten und abzuhärten, dieſe ſoll ihn dafür bewahren, daß er im Gefühl ſeiner Stärke nicht verwildere, und ihm daher den Sinn für alle Geſchenke der Muſen öffnen. Auch die Frauen ſind nicht bloß zu Athletinnen für die proſaiſchen häuslichen Geſchäfte beſtimmt, obwohl ſelbſt die unſcheinbarſte Bemühung verdienſtlich wird, wenn Liebe die Triebfeder iſt. Ziemt aber auch der Weiblichkeit ein erhöhtes und verfeinertes Gefühl für alles, was im Gebiete der Schönheit auf Ohr, Auge, Herz und Phantaſie begeiſternd wirkt; ſo iſt doch ein Streben in allen Gattungen künſt-

lerischer Thätigkeit zu glänzen nicht der Beruf einer Freundin der Kunst. Versuchen mag sie sich in dem, worzu Neigung und Talent sie auffodert, und was sie leistet wird dankbar erkannt werden; aber sie darf nicht vergessen, wie viel schon gewonnen ist, wenn das Werk eines Meisters vollständig aufgefaßt wird, und wie sehr sie auch durch ein unbefangenes und gegründetes Urtheil über fremde Leistungen warnend und aufmunternd zu wirken vermag.

Um den Gefahren der Schwärmerey zu entgehen, bedarf es keiner Unterdrückung eines regen Gefühls, oder einer lebhaften Phantasie. Nur ein Gegengewicht ist nöthig, um durch irgend eine dunkle Vorstellung nicht überwältigt zu werden, und hierzu dient Reichthum an Ideen und klare Einsicht, die durch vielseitige Ausbildung bewirkt wird. Bey einem hellen Kopfe ist wenig von einem weichen Herzen zu fürchten, und gegen die Krankheiten des Gemüths sind wir am sichersten verwahrt, wenn die Kräfte des Geistes und Willens gestärkt werden.

Innerer Friede.

Stärke der Seele ist bey den Frauen, die ihrer Weiblichkeit treu bleiben, ein Werk der Liebe. Wo diese nicht herrscht, sind sie bey einem hohen Grade von Reizbarkeit tausend Gemüthsbewegungen und Leidenschaften Preis gegeben, die der Augenblick erzeugt und verdrängt, und die zwar oft nur kleinliche Wirkungen hervorbringen, aber die innere Ruhe zerstören. Soll nun dieses Chaos zu einem harmonischen Ganzen umgeschaffen werden, so darf es der Liebe nicht an dem Ernste fehlen, der sich von flüchtigen Aufwallungen durch ausharrenden Eifer unterscheidet, und auch die schwersten Opfer nicht scheut. Beyspiele davon sehen wir an Freundinnen, Töchtern, Gattinnen, Müttern, und allen den Frauen, die sich für ein wohlthätiges Geschäft, für Vaterland, Wissenschaft oder Kunst begeistern.

Unwürdiges zu lieben ist eine Krankheit der Seele, die oft, aber nicht immer, durch vielseitige Ausbildung verhütet wird. Wohl aber allen,

bey denen die Liebe vom Sinnlichen, Irdiſchen und Endlichen zum Geiſtigen, Ueberirdiſchen und Unendlichen emporſteigt! Erſt alsdann findet ſie eine höhere und gegen alle Gefahr des Verluſt's geſicherte Befriedigung in dem Glauben, den ſie erzeugt, und dem ſie neue Kräfte verdankt.

Es giebt einen Glauben aus Unvermögen zu zweifeln, das aber nicht immer von geiſtiger Schwäche oder Trägheit herrührt. Auch Liebe und Achtung gegen Aeltern, Lehrer, oder andre Perſonen, die auf unſre Denkart Einfluß haben, kann uns beſtimmen, was von ihnen mitgetheilt wird, ungeprüft als Wahrheit anzunehmen. Aber dieſer kindliche Glaube wird ſpäter nicht ſelten auch bey Frauen erſchüttert, und es entſteht das Bedürfniß der eignen Ueberzeugung. Wenn dieſe Kriſe eintritt, iſt der Rückweg zur frühern Unmündigkeit verſperrt, und es kommt nur darauf an, auf der rechten Bahn zur Erkenntniß vorwärts zu ſchreiten.

Durch gränzenloſe Wißbegierde würden die Frauen ihre Beſtimmung verfehlen, aber ſie haben darüber zu wachen, daß durch Aberglauben, Vorurtheile und eitle Schreckbilder der Phantaſie nicht ihr Blick getrübt, und ihr Leben verbit-

tert werde. Und auf die Fragen, die bey dem Nachdenken über ihre jetzigen und künftigen Verhältniſſe ſich ihnen aufdringen, verlangen ſie mit Recht befriedigende Antworten. Es bedarf hierzu keines endloſen Grübelns, ſondern bloß einer willigen Aufnahme deſſen, was dem unbefangenen Forſchen für die höhern Bedürfniſſe des Geiſtes ſich darbietet.

Zwiſchen der Zweifelſucht und der Selbſtzufriedenheit bey eingebildeten Schätzen der Erkenntniß ſteht die Kritik in der Mitte und lehrt nicht nur was wir innerhalb der Gränzen, die weder durch Kleinmuth verringert, noch durch Anmaßung überſchritten werden, zu wiſſen vermögen, ſondern auch, wie die Schranken dieſes Wiſſens durch einen wohlgegründeten Glauben zu erweitern ſind. *). Sie macht uns bemerklich, daß zwar die unmittelbare Erkenntniß ſich auf das Wahrgenommene beſchränkt, aber daß wir auch dasjenige wahrnehmen, was wir, ohne in das Gegebene einzugreifen, durch Steigerung und

*) Was hier nur kurz angedeutet iſt, wird nächſtens ausführlicher in einer andern Schrift von dem Verfaſſer behandelt werden.

allmählige Verbreitung unſerer Empfänglichkeit in dem Aufgefaßten entdecken. Indem wir ferner ihre Warnung befolgen, keinen Unterſchied, der nicht wahrgenommen iſt, vorauszuſetzen, gleichwohl eine ſich uns aufdringende Frage für irgend eine Antwort Entſcheidung fodert, wird uns ein Nichtunterſchied in den Reihen des Aufgefaßten, die ein gemeinſames Merkmal haben, ſo lange glaubwürdig, bis eine neue Wahrnehmung uns vom Gegentheil überzeugt. Dieß iſt das Fürwahrhalten aus Analogie, das in unzähligen Fällen, da die Erkenntniß als Mittel zu einem fremden Zwecke dient, ſich durch den Erfolg beſtätigt, und dem wir daher auch im Allgemeinen vertrauen, ſo oft die eigene Wahrnehmung nicht ausreicht, um unſre geiſtigen Bedürfniſſe zu befriedigen.

Gebildete Frauen haben irgend eine Heimath im Reiche der Erkenntniß, die durch die Art, wie ſie darzu gelangten, ihnen werth iſt. Ueber einzelne Sätze und Meynungen können bey ihnen Zweifel entſtehen, aber ein gänzliches Verzweifeln an aller Gewißheit, wodurch ſie auf einmal in eine geiſtige Wüſte verſetzt werden, iſt für ſie ein unnatürlicher Zuſtand. Ein Inſtinkt war es

gleichſam, was ſie zum Glauben an das Ehrwürdige und Heilige nöthigte, und ihr Innres ſträubt ſich gegen das Anſinnen, dem zu entſagen, was ihnen eine heitere Anſicht der Gegenwart und einen ruhigen Blick in die Zukunft gewährt. Es iſt daher ſelten bey ihnen erfoderlich, daß auf den Trümmern alles Vorhandenen ein neues Lehrgebäude aufgeführt werde, ſondern es kommt gröſtentheils nur darauf an, ein früheres Beſitzthum feſter zu begründen und gegen Angriffe zu ſichern.

Dieß iſt insbeſondere der Fall bey denjenigen Frauen, denen das Chriſtenthum in ſeiner urſprünglichen Reinheit, mithin ohne die ſpäteren Zuſätze und Entſtellungen gelehrt wurde. Vernehmen ſie nachher die Stimmen derer, denen aus Ueberſchätzung ihres eignen Erkenntnißvermögens eine höhere Offenbarung entbehrlich ſcheint, oder denen ſtrenge ſittliche Foderungen unwillkommen ſind; ſo dürfen ſie ſich nicht ſcheuen, ihren frühern Glauben mit dem, was ihnen an deſſen Stelle von vermeyntlichen ſtarken Geiſtern dargeboten wird, zu vergleichen.

Ein empfängliches und unbefangnes Gemüth, deſſen Aufmerkſamkeit nicht bloß durch die zerſtö-

renden Wirkungen feindſeliger Elemente gereizt wird, entdeckt leicht in der Welt, von der es umgeben iſt, auch die Spuren der Ordnung, Harmonie und Geſetzmäßigkeit. Und nach der Urſache wird, ſo wie bey den ſchrecklichen Erſcheinungen, auch bey den erfreulichen gefragt. Da ſie ſich aber nicht wahrnehmen läßt, ſo bleibt nichts übrig, als dieſe Lücke der Erkenntniß durch dasjenige auszufüllen, was mit andern Wahrnehmungen am meiſten übereinſtimmt.

Wer daher in den Fällen, da er irgend ein Ziel erreichte, einen Zuſammenhang ſeines Denkens, Wollens und Strebens mit dem Erfolge bemerkte, findet es anmaßend, ſich allein für vermögend zu halten eine Idee in der Wirklichkeit darzuſtellen. Dieß macht ihn geneigt bei ähnlichen Erfolgen ähnliche Urſachen anzunehmen, und führt ſodann zu dem Glauben, daß alles, was in dem unermeßlichen Ganzen der Natur und Geſchichte unſre Bewunderung erregt, von der Weisheit, Güte und Macht eines unendlichen Weſens herrührt. Auf eine ſolche Art wird ein früherer Religionsunterricht durch ein ſpäteres Nachdenken beſtätigt. Das reifere Alter darf ſich des kindlichen Sinns nicht ſchämen, der eine

Lehre begierig ergriff, die die edelſten Bedürfniſſe des Herzens befriedigte. Aus innige Freude entſteht die Sehnſucht ihrem Urheber zu danken. Wohl thut es alsdann zu vernehmen, daß der Unendliche, der in der ſinnlichen Welt nicht erſcheint, dem geiſtigen Blicken ſich offenbart habe, und durch Liebe und Vertrauen als Vater von ſeinen Kindern verehrt ſeyn wolle. Und was der Jugend verkündigt wurde, findet ſpäter eine würdige Aufnahme anderer Art, wenn mancher Verſuch die Schranken unſers Wiſſens durch irdiſche Kräfte zu erweitern mißlungen iſt, und alsdann aus einer höhern Region jenes Licht wieder erſcheint, in welchem ſich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verklärt.

Auf ſolche religiöſe Ueberzeugungen und Gefühle wird von ihren Gegnern als auf Leichtgläubigkeit und Schwärmerey mit Geringſchätzung herabgeſehn, aber dieß entſcheidet nichts, ſondern es kommt darauf an, ob ſie die Gründe dieſes Glaubens zu entkräften, und ihm etwas Befriedigenderes entgegenzuſtellen vermögen. Um einen Angriff, der auch die Wahrnehmung trifft, abzuwehren, hat man bloß zu erwiedern, daß das Wahrgenommene nur für denjenigen gültig ſeyn

ſolle,

solle, der es bey einer darzu erfoderlichen Betrachtung gefunden hat, und der Zweifler daher zu einer solchen Betrachtung aufgefodert werde. Ueberhaupt aber ist bemerklich zu machen, daß alles Erweisliche sich zuletzt auf irgend ein Gegebenes gründe, das nicht zu erweisen, sondern entweder anzunehmen, oder, mit gänzlicher Verzichtleistung auf alles Wissen, zu verwerfen sey. Und wer alle Gewißheit bloß auf das Wahrzunehmende beschränken wollte, muß daran erinnert werden, wie oft er bey vorkommenden Fragen über die sinnliche Welt die Vielheit der Fälle, in denen ein Zusammenhang zwischen bestimmten Erscheinungen bemerkt wurde, zur Allgemeinheit einer Regel erweiterte, die so lange für zuverläßig galt, bis irgend eine neue Wahrnehmung eine Ausnahme begründete. Wenn nun hierbey die Gefahr der Täuschung oft durch die Menge übereinstimmender Wahrnehmungen sich bis zum Unendlichkleinen vermindert, mithin gar nicht in Betrachtung kommt; so entsteht eine beruhigende Gewißheit, es endigt die Kritik, um nicht in Zweifelsucht auszuarten, und dasjenige, wobey kein Irrthum zu befürchten ist, wird mit Recht für wahr gehalten. Auch bey dem Ueber-

ſinnlichen läßt ſich daher ein ſolches Verfahren rechtfertigen, wodurch das Glaubwürdigſte ergriffen wird, um nicht alle Befriedigung des Triebs nach Erkenntniß zu entbehren.

Noch iſt aber keine Theorie über den Urſprung und Zuſammenhang der Naturerſcheinungen und Weltbegebenheiten aufgetreten, die das Chriſtenthum an Glaubwürdigkeit übertroffen hätte. Es iſt verſucht worden, die Ordnung und Zweckmäßigkeit in dem Wahrgenommenen für einen bloßen Schein anzunehmen, und entweder aus zufälligen Richtungen blinder Kräfte, oder aus nothwendigen Geſetzen abzuleiten. Allein wenn auch in einzelnen Fällen ein Erfolg, der mit einer Idee übereinſtimmt, aus einem zweckloſen Zuſammentreffen entſtehen kann, ſo bedarf es doch endlich vervielfältigter Vorausſetzungen ſolcher Zufälle, um die Einheit des Mannichfaltigen in einem Ganzen von größerem Umfange ohne die Einheit der wirkenden Kraft, und ihrer Richtung nach einem vorgeſtellten Ziele begreiflich zu finden. Und mit der Menge der Vorausſetzungen, die zu Begründung einer Theorie erfoderlich ſind, wächſt ihre Unzuverläßigkeit. Auch wird durch das Wort: Zufall, nichts erklärt, ſondern bloß

das Unvermögen zu erklären dadurch einzuräumen. Eben so wenig sind wir einen Schritt weiter, wenn wir von der Gesetzmäßigkeit keinen andern Grund anzugeben wissen, als ein Gesetz, das bloß die wahrgenommene Einheit ausspricht, aber nichts über ihre Ursache lehrt. Daß wir es nothwendig nennen, giebt keinen weitern Aufschluß, und dient bloß zum Behelf, um fernere Folgen abzufertigen. Um in allen der Regel untergeordneten Fällen das Abweichende auszuschließen, bedarf es einer Kraft und zwar einer solchen, die in ihrer Richtung sich gleich bleibt.

Eine solche unendliche Kraft verehrt der Christ in dem Gotte, an den er glaubt. Zu Ihm, dem er alles Gute, Schöne und Erhabene in der sinnlichen und übersinnlichen Welt verdankt, hegt er auch das Vertrauen, daß alle Mißtöne, durch die noch im Einzelnen die Harmonie des Ganzen gestört wird, sich durch ein höheres Walten früher oder später in Wohllaut auflösen werden. Wenn Unheil drohende Naturerscheinungen bey einem rohen oder verwilderten Geschlechte die sklavische Religion der Furcht erzeugen; so fühlt sich der Christ unter Gefahren und Leiden durch eine Religion der Liebe gestärkt, blickt kindlich

aufwärts zu ſeinem himmliſchen Vater, und indem er an die mannichfaltigen Beyſpiele zurückdenkt, da ein unvermeidliches Uebel einen nothwendigen guten Erfolg begründete, ahndet er einen ähnlichen Zuſammenhang der Naturerſcheinungen, auch wo er ihn nicht zu durchſchauen vermag. Leicht überzeugt er ſich, daß nicht alle Mißbräuche der Freyheit des Willens verhütet werden können, ohne den Menſchen zur Maſchine herabzuwürdigen, und wie ſich eine unendliche Weisheit und Güte durch Anſtalten gegen die Sünde und ihre Folgen verherrlicht, iſt ihm aus der Geſchichte des Menſchengeſchlechts, aus heiligen Urkunden und aus eigner Erfahrung bekannt. Der Erfolg dieſer Anſtalten iſt in dem irdiſchen Leben noch beſchränkt, aber vollendet erwartet ihn dereinſt eine ſtrahlende Hoffnung, wenn ihr Glaube und Liebe den Blick in eine endloſe Zukunft öffnen.

Licht und Wärme.

Wenn die Verfeinerung eines Volks in Schlaffheit und Entnervung ausartet, oder zur thierischen Sinnlichkeit herabsinkt, so sind daben in der Regel die Frauen nicht außer Schuld. Ihnen lag es ob, das Palladium der Menschheit — den Sinn für das Edle und Schöne — zu bewahren, und hierzu die ihnen verliehene Macht zu gebrauchen, der selbst Rohheit und Verwilderung nur selten widersteht. Ihr Blick ist hell, wenn er von Leidenschaft nicht getrübt wird, und ihr Beobachtungsgeist scharf. Als unbefangene Zuschauerinnen entdecken sie leicht, ob Männer durch Uebereilungen, Vorurtheile, einseitige Ansichten, und heftige Aufwallungen auf Abwege geführt werden, und es fehlt ihnen nicht an Gewandtheit, um durch sinnreiche Mittel manchem Uebel zuvorzukommen. So lange sie selbst nicht verbildet sind, ist ihnen das Unklare verhaßt, durch hochtönende dunkle Phrasen werden sie nicht befriedigt, wo sie Belehrung verlangen, und das

Licht, an dem ſie ſelbſt ſich erfreuen, mögen ſie gern auch um ſich her verbreiten.

Im Allgemeinen entgehen ſie manchen Gefahren geiſtiger Verirrungen, denen das männliche Geſchlecht mehr ausgeſetzt iſt. Was ſie zunächſt umgiebt, reizt ihre Aufmerkſamkeit ſtärker, und dieß gewöhnt ſie vor Täuſchungen über die Wirklichkeit ſich zu hüten. Gern überlaſſen ſie ſich den Spielen der Phantaſie, aber ſelten werden ſie unumſchränkt von ihr beherrſcht. Zufrieden mit der kleinen Sphäre, in der ſie ihr Ziel erreichen, ſind ſie weniger geneigt ſich mit vielumfaſſenden Planen zu beſchäftigen, deren Ausführung ein größeres Maaß von Kräften erfodert, als ſie ſich zutrauen. Eine Meynung empfiehlt ſich ihnen zuweilen durch die Perſönlichkeit deſſen, der ſie behauptet, aber durch ſophiſtiſche Künſte, und durch den vornehmen Ton, mit dem ein ſcheinbarer Tiefſinn halbwahre Sätze vorträgt, wird ihr Urtheil ſelten beſtimmt. Und von mancher Lehre werden ſie ſchon durch den Inhalt zurückgeſchreckt, gegen deſſen widrigen Eindruck ihr zarteres Gemüth noch nicht abgehärtet iſt.

Veredelte Frauen dringen ihre Ueberzeugungen nicht auf, und prahlen nicht mit ihren Geſin-

gungen, aber oft sind sie sogar verpflichtet, was sie erkennen und fühlen, ohne Schüchternheit auszusprechen. Wo es nicht gänzlich an Empfänglichkeit für weibliche Anmuth fehlt, wird eine wohlthätige Wirkung nicht ausbleiben. Schlimm ist es daher, wenn die Geschlechter im geselligen Umgange getrennt werden, und die überwachsende Jugend außer den wilden und aufregenden Stimmen nicht auch die sanften und warnenden hört.

Aber Warnung allein ist nicht der Beruf der Frauen; auffodern sollen sie auch die vorhandenen Kräfte zu einer würdigen Thätigkeit, sollen die Flamme der Begeisterung entzünden und nähren, und wo sie bereits angefacht ist, darüber wachen, daß sie nicht zerstörend, sondern schaffend und erhaltend wirke. Der Rittergeist des Mittelalters hat sie auf eine hohe Stufe gestellt, die sie noch jetzt, obwohl auf andre Art zu behaupten haben. Es giebt Zeiten, da um die heiligsten Güter zu retten, Jeder das Aeußerste zu leisten, und kein Opfer zu scheuen verpflichtet ist, aber außer einem solchen Falle bedarf es der freywilligen Streiter in einem wohlgeordneten Staate nur gegen geistige Ungeheuer, die auch nur mit geistigen Waffen zu bekämpfen sind. Das

Wen[illegible] Irrthümer [illegible] sicherſten, wenn es [illegible] und [illegible] Wärme für die [illegible] aber ſchonend für die Perſon ſich vernehmen [illegible] Eine [illegible] zu veranlaſſen, Träg[illegible] Unterſuchungen zu befördern, den Einzelnen [illegible] edleren Streben aufzumuntern, ſind [illegible] dienſte, die ſich die Frauen in einem hohen Grade erwerben können, ohne in der ſie zunächſt umgebenden [illegible] ſtehen. Die edelſten Keime der Menſchheit ſollen von ihnen gepflegt werden, und dieß wird [illegible] deſto herrlicher gelingen, je höher ihr innerer Gehalt und je lieblicher ihre Erſcheinung iſt.

Gedruckt bei C. H. Schulze, Alte Gridrede Nr. 18.